

Es muss nicht immer die Studentenbar sein

VON ANDREAS KOGLER, 20 JAHRE

Berlins Nachtleben wird gerne als vielfältig und verrückt dargestellt, was für so manchen Club der Hauptstadt natürlich auch stimmt, auf die Barszene jedoch nur bedingt zutrifft. Schummrige Licht, im Hintergrund tönende Indie-Folk-Rock-Musik und ein Mobiliar, das aussieht, als käme es geradewegs vom Sperrmüll: So oder so ähnlich kann man wohl mit einem Augenzwinkern jede zweite Kneipe in Berlin beschreiben. Zum Glück trotzten immer wieder einige mutige Barbesitzer diesem Trend und zogen ihr eigenes Ding durch. Iavor Zvetanov ist einer von ihnen.

Der gebürtige Bulgare eröffnete 2011 die Kindl Stuben in der Neuköllner Sonnenallee 92, die schon früh durch ihren süddeutschen Stil auffielen. Die interessante Mischung aus bayrischer Wirtshausmentalität und Berliner Chic zieht sich von der Außenfassade über das Interieur bis in die Küche. Mit Passauer Bier, Maultaschen und Topfenstrudl spricht die Speisekarte eine kulinarische Reise durch



RAUFELD

Andreas hat überrascht eine Kneipe entdeckt, die nicht aussieht wie jede andere.

das Schwabenland, Bayern und Österreich. Dazu gibt es bulgarischen Wein und Schnaps aus Iavors Heimat. Multikulti eben.

Abgesehen vom Essen lädt auch das urige Ambiente dazu ein, Platz zu nehmen. Die Wände sind im Backsteinlook gestrichen, der Schankraum wirkt aufgrund der Liebe zum Detail klar und strukturiert. Das Preisniveau ist etwas höher als anderswo, aber nichtsdestotrotz muss man auch als Student nicht fürchten, pleitezugehen – ein Bier kostet 3,40 Euro, was absolut okay ist. Das Publikum ist erfrischend durchmischt und somit eine echte Abwechslung zur klassischen Studentenbar und ihrem älteren Pendant, der Schultheisskneipe.

Wer jedoch hofft, den angekündigten Berliner Chic in einer Ansammlung zerschlissener Vintage-Sofas vorzufinden, wird enttäuscht. Einzig zwei große Ohrensessel neben der Bar markieren einen kleinen abgeschirmten Bereich, der sich perfekt für einen Kaffeeklatsch am Nachmittag eignet oder um ganz nebenbei die vorbeiziehenden Menschen zu beobachten. Der Rest des Mobiliars besteht aus abgegriffenen, relativ einheitlich aussehenden Tischen und Stühlen, die wohl noch aus den 60ern stammen und den Retrofans unter den Gästen Rechnung zollen. Höhepunkt der Woche ist das Open-Microphone-Event: Jeden Sonntag um 21 Uhr können Hobby Musiker und Poetry Slammer zwei bis drei ihrer Eigenkreationen zum Besten geben, unentgeltlich, aber dafür mit Hingabe, Begeisterung und ohne Konkurrenzdruck. Immer wieder die perfekte Einstimmung auf eine neue Woche.

MELDUNGEN

ONLINE-VOTING: Noch bis Sonntag könnt ihr auf www.spreewild.de abstimmen, wer ins SchoolJam-Finale einziehen soll. 21 Bands konnten sich in den Regio-Finals für die nächste Runde von Deutschlands größtem Wettbewerb für Nachwuchsbands qualifizieren. Für Berlin treten Antimeta, Aunt Sally und Sunday Mayhem an.

AUSZEICHNUNG: Ihr habt ein Tierschutz-Projekt? Dann könnt ihr euch damit noch bis zum 31. März für den Adolf-Hempel-Jugendtierschutzpreis bewerben. Die Auszeichnung ist mit 2 500 Euro dotiert. (jill.)

Alle Informationen unter: www.jugendtierschutz.de



EYLOL ASLAN

Von den Attitüden ihrer männlichen Kollegen hält Sookee wenig. Umso mehr freut sie sich über weibliche Unterstützung. Freitag erscheint ihr neues Album.

„Du kannst mich auf jede Zeile festlegen“

Junger Feminismus und Rap? Ja – und zwar ohne erhobenen Zeigefinger. Ein Interview mit Rapperin Sookee

Ihr Herz schlägt links außen – und für den deutschen HipHop. Die Berliner Rapperin Sookee verbindet mitreißende Beats mit politischen Texten und kämpft mit einer starken Stimme gegen sexistische Strukturen. In der Szene und der Gesellschaft. Feminismus und Rap?

Auf deiner neuen Platte „Mortem & MakeUp“ machst du wieder knallharte Ansagen, aber manche Tracks rühren zu Tränen. Woher kommt plötzlich dieses emotionale Storytelling?

Es stand ja immer der Vorwurf im Raum, es gäbe viel Ballast in meinen Texten, viele Begriffe. Ist das noch Kunst oder gerappter Uni-Text? Diese Kritik habe ich sehr ernst genommen und mich gefragt, ob man das nicht auch anders vermitteln kann. Ich wollte inklusiver sein und Leute einladen.

Das gelingt dir zum Beispiel mit „Hurensohn“, einem Track, der natürlich keine Beleidigung ist, sondern wirklich von einem Jungen erzählt, dessen Mutter als Prostituierte arbeitet. Wie bist du da konzeptionell vorgegangen?

Auf der letzten Platte hätte ich wahrscheinlich im Detail erklärt, warum der Begriff „Hurensohn“ so problematisch ist. Stigmatisierung von Sex-Arbeit, Diskriminierung, Doppelmoral und so weiter. Das wollte ich eben nicht. Also habe ich

es umgedreht und aus einer kindlichen Perspektive eine Geschichte erzählt, die dahinterstecken könnte. Ein Versuch, das zu normalisieren.

Sind die Innovationen auf dem Album in einem besonderen Arbeitsprozess entstanden, der anders war als bei den Alben davor?

Ich habe sonst oft im stillen Kämmerlein geschrieben. Diesmal habe ich in der Konzeptionsphase viel mit Leuten geredet. Dadurch habe ich den Prozess geöffnet und mich an die Themen rangetraut. In einem Gespräch mit Margarete Stokowski ging es darum, wie die Kultur weiterhin auf die deutsch-deutsche Geschichte reagiert und was die Gegenwarts politik macht. Das musste einfach der Refrain von „Für immer“ werden, weil das Gespräch so eindrücklich war.

Apropos Gegenwarts politik. In „Q1“ thematisierst du die anstehende Bundestagswahl. „Einsame Insel oder Untergrund“ heißt deine überspitzte Antwort auf die aktuelle politische Situation. Was müsste passieren, damit wir uns im September nicht zwischen Pest und Cholera entscheiden müssen?

Es ist wahrscheinlich eher Pest und eine sehr beschissene Grippe. Die Asylverschärfungen im vergangenen Jahr kamen nicht von der AfD, sondern von einer schwarz-roten Regierung. Und wenn man schaut, wo

die CSU gerade ist, steht am Ende des Tages der eine Stuhl neben dem anderen. Ich stehe keiner einzigen Partei kritisch gegenüber. Trotzdem gehe ich wählen. Der Politisierungsprozess während des Wahlkampfes hat auch etwas Positives, weil die Leute sich für bestimmte Themen öffnen. Ich lege meine Hoffnung nicht in das „Heil“, das aus dem Bundestag kommt.

Hoffst du eher, dass die Wähler reflektierter werden, weil sie sich mit Parteiprogrammen auseinandersetzen und sich positionieren müssen?

Politik muss nicht mit der Stimmabgabe abgeholten sein. Es gibt viele Möglichkeiten, tätig zu werden. Seien es gewerkschaftliche Arbeit, NGOs oder einfach eine politische Debatte in der Familie. Zu sagen: Ich spreche jetzt mit meiner Umwelt darüber. Damit der Dialog nicht zwischen Politikern und Bevölkerung stattfindet, sondern auch untereinander. Wenn Leute Bock haben, das zu ihren Themen zu machen, ist doch eine ganze Menge gewonnen.

Viele deiner männlichen Kollegen halten noch an klischeehaften Rapper-Attitüden fest: Posieren vor dem Sportwagen, frauenfeindliche Lines, allgemein Diskriminierung. Kollegah rechtfertigte sich gerade gegen Sexismus- und Antisemitismus-Vorwürfe,

er bediene sich nur der „Kunstform des Battlerap“. Zieht das Argument bei dir?

Wer so konservativ ist, sollte sich nicht als großer Rebell hinstellen. Das ist so ein Todschlachargument mit der Kunstfreiheit. Ich kann auch sagen: Wenn ich ihm auf die teuren Sneakers kotze, dann war das Kunst. Wenn Leute sich dafür entscheiden, mit Kunstfiguren zu arbeiten, wird natürlich gefragt, wo die Figur anfängt und aufhört. Du kannst mich auf jede Zeile festlegen. Es gibt keine Bühnenfigur, die das eine sagt, und eine Sookee, die das andere sagt.

Trotz fehlender großflächiger Label-Unterstützung machen sich mehr und mehr talentierte weibliche MCs einen Namen. Wie nimmst du die Entwicklungen in der HipHop-Szene wahr?

Leider arbeiten viele Labels nach dem Schlumpfhäusen-Prinzip. Keines hat mehr als eine Frau gesigned. Es gibt aber unheimlich viele tolle Frauen. Pilz hat jetzt noch mal einen politischen Zuschnitt, Fiva macht nach wie vor Mucke. Gerade ist Tice meine absolute Favoritin. Tolle Stimme, toll was zu sagen. Auch aus der queerfeministischen Bubble machen weniger bekannte Rapperinnen ihren Weg. Ich spüre da null Konkurrenz-Gefühle, ich freue mich über jede, die da ist.

Das Gespräch führte Margarethe Neubauer, 22 Jahre.

Mit Kopf, Herz und Hand

Bis Freitag „besetzen“ neugierige Nachwuchsstudenten die Hörsäle der Freien Universität. Es findet wieder die Schüleruni statt

Wir schreiben das Jahr 2082. Forscher auf der ganzen Welt haben während der vergangenen Jahrzehnte intensiv an der Entwicklung von Nahrungsmittel-Druckern und neuartigen Speisen wie Molekül-Drinks getüftelt. Denn Lebensmittel sind knapp, seit die Weltbevölkerung auf mehr als neun Milliarden Menschen angewachsen ist.

In genau dieses Szenario denkt sich am morgigen Dienstag eine Gruppe wissbegieriger Schüler hinein. In einem vierstündigen Workshop gehen sie der Frage nach, wie unser Speiseplan der Zukunft aussehen könnte. Nehmen wir schon bald Hightech-Gerichte zu uns oder gehen wir wieder zur Selbstversorgung über? Und wie können wir es schaffen, dass sich die Menschheit gesund und ausgewogen ernährt, ohne dabei die ohnehin schon knappen Ressourcen zu erschöpfen?

Lernen, der Zukunft zu helfen

Die Veranstaltung mit dem Titel „Mehlwurmburger und vegane Eier – Wie sieht Dein Speiseplan der Zukunft aus?“ ist Teil des Programms der Schüleruni Nachhaltigkeit und Klimaschutz, die in dieser Woche an der Freien Universität veranstaltet wird.

Zweimal pro Jahr, wenn die Studenten die vorlesungsfreie Zeit für



SCHÜLERUNI

Fragen für die Umwelt: In dieser Woche gehört der Campus der Freien Universität Berliner Schülern der Klassenstufen 5 und 6.

das Verfassen von Hausarbeiten nutzen oder um die Welt zu erkunden, öffnet die Universität ihren Campus für Berliner Schüler der 5. und 6. Klassenstufen. Mehr als 1 600 10- bis 13-Jährige von 51 Schulen haben sich für diese Woche angekündigt. Geboten werden ihnen 81 Mitmachveranstaltungen zu den Themenfeldern Konsum und Lebensstil, biologische Vielfalt, Mobilität, Klimawandel und Energie sowie Ernährung. Der Workshop zum Spei-

seplan der Zukunft ist neu im Programm, genauso wie jener mit dem Titel „Wasserkrise auf dem Feld“, der verschiedene Bewässerungstechniken untersucht.

Doch bei der Schüleruni wird nicht nur informiert, sondern auch selbst ausprobiert. „Die Schüler entdecken mit Forscheraufträgen, dass es jetzt schon viele kluge Lösungen und Handlungsalternativen gibt, wie wir unsere Welt nachhaltig und zukunftsfähig gestalten kön-

nen“, erklärt Karola Braun-Wanke, Projektleiterin der Schüleruni vom Forschungszentrum für Umweltpolitik (FFU). „Sie lernen komplexe Zusammenhänge und Hintergründe zu den Themen Ressourcenschutz und Biodiversität kennen und entwickeln Lösungen für den Alltag.“

Klimaschutz ist kinderleicht

Durchgeführt werden die Workshops von Wissenschaftlern, Theatermachern, Energie- und Bildungsexperten, Künstlern sowie Autoren. Aus verschiedenen Blickwinkeln lehren sie den Schülern die Vorteile der erneuerbaren Energien, experimentieren mit ihnen zu Sonne, Biomasse, Wasser- und Windkraft und zeigen auf, wie einfach es ist, sich im Alltag klimafreundlich zu verhalten. Im Workshop „Schatztruhe Mülltonne“ etwa geht es darum, herauszufinden, wie die 3,5 Tonnen Müll, die täglich weltweit weggeworfen werden, durch Recycling weiter genutzt werden können.

„Wir wollen Nachhaltigkeit mit Kopf, Herz und Hand erlebbar machen“, so Braun-Wanke. „Künftige Generationen werden die Folgen des Klimawandels stärker als wir spüren. Sie sollten früh erfahren, dass wir dem nicht ohnmächtig ausgeliefert sind.“ Patrick Schmitt, 19 Jahre

Zu Hause – wo genau ist das denn nun?

Gedanken einer Studentin, die gerade bei den Eltern ist

VON ANA PECANIC, 22 JAHRE

Es ist 6.15 Uhr. Ich stehe an Gleis 13 Richtung Karlsruhe, lasse noch einmal das morgendliche Treiben am Hauptbahnhof auf mich wirken, atme tief ein und schenke dem „Motz“-Verkäufer mein halbes Brötchen. Pling. What's-App von Mama. „Sag mal, hast du das Ticket eingesteckt? Der Opa holt dich ab vom Bahnhof, ich freu mich auf dich!“ Es folgen einige Emojis. „Hab das Ticket, Mama. Hast ja gestern schon drei Mal deshalb angerufen. Und dass ich meine Regenjacke mitnehmen soll und den Müll in meinem Zimmer runterbringe. Wir sehen uns gleich.“

Mit 18 bin ich von zu Hause ausgezogen und kam auf Umwegen vor zwei Jahren ins große Berlin. Seit vier Jahren manage ich also bereits selbstständig mein Leben, ohne Mamas Erinnerungen – auch wenn ich noch immer unsicher bin, in welches Fach der Spülmaschine welches Pulver kommt. Zurück in der Heimat fühlt es sich an, als sei die Zeit stehen geblieben, wenn Mama mal wieder erklärt, wie Maultaschen warm gemacht werden. Der Zettel mit den Tagesaufgaben auf dem Küchentisch erkennt das letzte Fünkchen mühsam erarbeiteter Selbstständigkeit ab.

Ich höre die Schlüssel in der Tür. Gerade noch faul auf der Coach gelümmelt, springe ich panisch mit der Zahnbürste im Mund auf und versuche, schnell noch die Spülmaschine auszuräumen. Déjà-vu.

Ein Wochenende lang geht es vielleicht gut, wieder Muttis Goldschatz und Papas Prinzessin zu sein. Aber keine zwei Wochen. Warum gehören plötzlich die Tassen in den anderen Schrank? Dreht sich die Welt daheim etwa weiter? Wo ist denn nun die Heimat? In Berlin, bei den neuen Freunden, beim Studium, der Selbstständigkeit? Oder zu Hause, wo Papa immer noch jeden Sonntag die Brötchen holt und Opa überraschend mit sechs Gläsern Nutella vor der Tür steht, weil es die bei Rewe im Angebot gab?

„Zu Hause bist immer noch du“, singen AnnenMayKantereit. Sie haben recht. Freiheit hin oder her. Es tut gut, die immer gleichen Witze zu hören, zu sehen, dass die olle Lieblings-tasse noch existiert, und zu spüren, ein Teil des neuen Ganzen zu sein. Egal, wie viele Kilometer einen trennen – fünf Euro ins Phrasenschwein –, Heimat ist da, wo das Herz ist.

H Ö R P R O B E



GUT GEMACHT: Südafrika, USA, Australien. Das Folktronica-Duo Milky Chance spielt sich auf der ganzen Welt in ausverkauften Locations in die Herzen seines Publikums. Das dürfte sich demnächst kaum ändern. Denn mit ihrem neuen Album „Blossom“ bleiben sich die beiden Kasseler Jungs weitgehend treu. Wie gewohnt ist der Sound präsent als der Text. Mit mehr Bass, stärkerem Stimmnachhall und größerem Schwerpunkt auf dem Electronic-Part wirkt „Blossom“ professioneller als das Debütalbum „Sadnecessary“ – wobei genau das zu kritisieren ist. Zu viel Technik lässt Milky Chance selbst in den Hintergrund treten, sehnsüchtig blickt man auf den schlechten Gitarrensound der ersten Werke zurück. „Blossom“ ist gut gemacht, hat aber nicht so viel Ohrwurm-Potenzial wie „Sadnecessary“. Andreas Kogler, 20 Jahre

Fazit: Lieber authentisch als professionell.



Das Projekt „Spreewild“ im Internet unter:



Die Beiträge dieser Seite werden von Jugendlichen geschrieben.

KONTAKT
Berliner Zeitung, Jugendredaktion
10171 Berlin, Telefon: 030/695 66 50
E-Mail:
blz-jugendredaktion@berliner-zeitung.de